



Nr. 58.

Wiesbaden, den 18. Juni 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der Sieg im Städtchen.“ von P. A. Schettler. — „Abschied.“ von G. Kell. — „Notturno.“ von H. Lang-Anton. — „Das Schwerste.“ — „Unser Tod.“ von W. Schussen. — „Ein Brief aus Velle.“ — „Fettere Gede.“

Sum Geleite.

Es ist auch heute nicht anders: der Blinde muß den Lahmen auf seinen Rücken nehmen. Und der Lahme dem Blinden den Weg weisen. So kommen wir alle noch immer weiter. G. Hauptmann.

Der Sieg im Städtchen.

Von Paul Alexander Schettler.

Die kleine Stadt lag verträumt in süßer Mittagsmüdigkeit. Der Kirchturm blinzelte schläfrig auf die roten, zärtlich ineinander verschobenen budligen Dächer ringsum. Auf dem Markte stand der Roland und starrte mißvergnügt in das trockne Brunnenbecken, während drei Späglein ernstlich um einen Pferdeapfel in Streit geraten waren, als sei er der köstlichste Besitz von der Welt.

Die Stadt träumte. Träumte sie vom Frieden? Aber der lag ja wie Sonnenschein selig über ihren Dächern ausgegossen. Oder schickte sie ihre stille Sehnsucht weit hinaus, wo ihre Söhne weilten? Es lag etwas Verhaltendes in ihrer Mittagsstille, daß man das Summen der Telegraphendrähte durch die glasige Luft zu vernehmen meinte, die sie wie feine blinkende Nervenstränge in die Welt hinausgestreckt hatte.

Die träumende Stadt merkte nicht, wie plötzlich ein Jucken durch ihre Nerven lief, und wie es in ihrem Gehirn zu fiebern und zu rappeln begann, daß der alte Redakteur des Stadtboten zornig auffuhr, denn er dachte nicht anders, als das wieder so ein langjähriger Abonnent sich nach den Wetteraussichten oder nach der neuesten Kriegslage erkundigte, oder daß —

„Halloh, hier Stadtbote!“ rief er in den braunen Kästen hinein, der rasselte und mederte, als säße der Teufel leibhaftig darin.

Kaum aber hatte er das schwarze Fühlhorn an sein Ohr gelegt, schwupp — sprang ihm etwas in die haarige Ohrmuschel und von da direkt in sein Herz, daß der alte Mann zusammenzuckte. „Ist's möglich? Wie — was?“ Und in seinem Herzen begann es zu rumoren, wie in dem Apparat, und während seine Finger sich um die Bleifeder frampften und hastig Wort für Wort von dem niederpritzelte, das wie eine schwerfüße Melodie in sein Herz niederrann, gingen ihm die Augen über; denn siehe, was auf dem Papier vor ihm stand, das war ein Sieg, ein großer deutscher Sieg.

Der Sieg tanzte vor den Augen des alten Redakteurs die tollsten Sprünge auf dem Papier, und der Alte setzte das feierlichste Gesicht auf und schüttelte doch immer wieder den Kopf. Noch war er der einzige, der um dieses neueste Ereignis wußte. Noch hatte er den Sieg sicher auf dem Papier, das er so fest in der Hand hielt, als könne er ihm entweichen, bevor er gedruckt wäre. Und vorsichtig, als dürfe er den wichtigen Fang um keinen Preis verlieren, legte er das beschriebene Papier säuberlich zusammen, nahm seinen Hut und eilte hinüber zur Druckerei.

Die Spazken, die noch immer um den Pferdeapfel prozessierten, erschrafen nicht wenig, als sie in der Mittagsstille den alten Herrn hurtig wie ein Windspiel über das Pflaster jagen sahen. Sie stoben erschreckt auseinander und schimpften in echter Gassenjungenmanier hinter dem Eiligen drein. Der war indessen zur Buchdruckerei gestürzt, und dem aus seinem Mittagsschläfchen aufgeschreckten Manne, der in seiner umfangreichen, gewichtigen Person den Rang eines Verlegers, Herausgebers, Faktors und Druckers vereinigte, waren die Worte entgegengesprudelt: „Herr Neuenhagen, ein Sieg!“

Herr Neuenhagen suchte umständlich nach seiner Brille, bis er gewahr wurde, daß er sie unter seine Schlafmütze geschoben hatte, las, grunzte und spuckte in die Hände.

„Frau“, rief er, „sieh mal, ein Sieg, ein großer Sieg, sieh mal!“

Und es war, als habe das Fieber, das auf das Papier gebannt war, nun auch ihn ergriffen. Er zappelte in seinen weichen Schuhen in die Druckerei, wo Mittagsstille herrschte, und stellte sich selbst an den Setzkasten: Denn das, was das Papier des Redakteurs enthielt, das mußte ja sogleich als frohe Kunde in alle Winde wehen, das sollte durch die Schwarzkunst erlöst werden, daß es wie eine glühende Fee Freude und Hoffen spendend durch die Gassen eilen konnte.

Zitternd fügten die Finger Buchstaben an Buchstaben, bis das ganze wie ein Zauberspruch bis aufs letzte Tüpfelchen in Kettern vor ihm stand, zitternd spannten es die knochigen Hände in die Presse, dann goß ein Hebel Leben in die starren Glieder der Maschine und sie besaßen sich ihrer Kraft. Blatt auf Blatt türmten sich schwarz bedruckt. Hundertmal wiedergeboren sprang der Sieg aus der Maschine, ließ sich von dem bärtigen Zeitungsboten unter den Arm nehmen und spazierte mit ihm von Haus zu Haus.

In jedes Haus huschte er hinein, setzte sich auf den Tisch und Stuhl, lachte die Alten an und sprang mit den Kindern und tollte auf den Straßen.

Mit einem Male war die schläfrige Stadt wie umgewandelt. Die Gassen und Plätze füllten sich mit Menschen, die Häuser blinkerten mit erstaunten Augen einander zu, der Sieg sprang wie ein Kobold durch den Sonnentag. Ritsch! schwang er sich an eine Fahnenstange und winkte mit dem Fahnentuch gen Himmel, ratsch! hockte er auf einer andern, daß dem Roland ein Lächeln über das steinerne Gesicht huschte.

Plötzlich aber hatte er die alten Stiegen vom Glockenturm erklimmt und hängte sich mit aller Macht an den Glockenschwengel. Da erwachte der Turm aus seinem mittäglichen Schweigen und sang wie ein Prediger froh den Sieg weit über die Dächer hinweg in die blauen Lüfte, als sollte sein Sang in die Ferne, in die weite Ferne dringen, wo die Söhne des Städtchens seit Monden standen und stritten, ein Echo der Taten ihres singenden Blutes.

Und als am Abend ein Fackelzug vorm Rathhaus hielt, und der Bürgermeister in Worten des Sieges Kunde einfaßte wie in ein Gebet, da lugte der Sieg von einem still leuchtenden Sternlein herab und grüßte die andächtigen Menschen aus Sphären der Unendlichkeit her mit blinkendem Grusse.



Abschied.

Von Edmund Keil, Wiesbaden.

Wie Silber glänzte jedes Dach,
Weil hoch der Mond darüber stand.
Am Kirchturm war ein Licht noch wach:
Der Türmer lugte scharf ins Land....

Er ging die Gasse ganz allein —
Gelauder scholl aus manchem Haus
Und oft: Die Nacht, die Nacht am Rhein. —

Am Kirchturm losch das Lichtlein aus;
Da wandt' er sich noch einmal um:
Von ferne schimmerte noch schwach
Sein Glück, sein kleines Eigentum,
Dort schluchzten Weib und Kind ihm nach....

Die Glocke dröhnte langsam sehn:
Ihm schlug das Herz, so weh... so wild.
Noch einmal winkt' das Bild ihm her
Der Heimat — und: „Auf Wiedersehn!“ —
So sprach er leis und ging
..... und kam nicht mehr.



Notturmo.

Erzählung von H. Lang-Anton.

Unter hohen blühenden Jasminbüschen ging die wartende Frau auf und ab. Sie ging so schnell und leichtfüßig, daß kein Knirschen des lockeren Kiefes zu hören war. Der berausende, fast betäubende Jasminduft schien sie weder zu quälen, noch zu erfreuen. Auch für das Mondlicht, das die ganze reizvolle Szenerie des Gartens zauberhaft be-

leuchtete, hatte sie keinen Blick. Nur wenn sie an das große Boskett vor dem Herrenhaus kam, blieb sie stehen und schaute nach den beiden hell erleuchteten Eckensternen. Tiefe Sehnsucht trat in ihre Augen, wenn der Schatten einer Gestalt auf den hellen transparenten Vorhängen sichtbar wurde.

Da oben lebte er, seiner Arbeit und — seinen Erinnerungen.

„Eveline“, klang es leise an ihr Ohr, und ein Mann trat aus dem dunklen Seitengang.

Sie mußte sich erst erinnern, daß sie auf ihn wartete. Sie reichte ihm die Hand und schritt ruhig an seiner Seite tiefer in den Garten hinein. Er, der jede Regung ihrer zartbesaiteten Seele kannte, fühlte, das nur das Körperliche dieser Frau neben ihm ging. Schmerzlich zuckte es über sein gebräuntes Gesicht, dem man es ansah, daß es in fernen Zonen, in heißerer Sonne diese Farbe erhalten.

Als sie am Ende des Gartens, wo eine kleine Tür sich befand, angelangt waren, öffnete Eveline diese und trat auf die Landstraße.

„Wohin gehst du?“

„Ins Freie. Ich brauche Luft. Diese hier im nahen Umkreis des Hauses, in dem ich leben muß, ersticht mich.“

Dann sagte sie unvermittelt:

„Warum kommst du immer, wenn du mich allein weißt? Warum bittest du mich, dich hier in stiller Abendstunde zu erwarten? Weißt du nicht, daß unser immer wiederkehrendes Sichfinden und Begegnen eine Heimlichkeit ist? Und hast du bei den Schwarzen da unten alle Kultur, jede Sitte verlernt und vergessen, daß eine Frau, die sich heimlich Stelldichtheine gibt, nicht mehr einwandfrei ist?“

„Was sprichst du da? Du weißt, daß ich als dein Vetter das Recht habe, jeden Tag, jede Stunde vor aller Welt dich zu besuchen.“

„Warum tust du es dann nicht? Warum suchst du mich immer nur auf, wenn ich einsam bin?“

„Deinetwegen.“

„Wirklich nur meinetwegen? — — Warum lügst du? Glaubst du, ich weiß es nicht, daß du mich liebst?“

„Wie sollst du das nicht wissen. Schon der Junge hat nur für dich gelebt, der Jüngling hat dich angebetet, und der Mann ist fortgegangen, um dich zu vergessen.“

Es war in wenigen Worten ein Lebensbekenntnis, dessen tiefem Eindruck sie sich nicht entziehen konnte.

Sie lenkte wieder ihre Schritte in den Garten, und er folgte ihr. Keines von beiden sprach ein Wort, das große Schweigen um sie herum belastete Seelen und Sinne. Als sie wieder vorne am Boskett angelangt waren, reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Geh.“

Dann wandte sie sich und lief fast ins Haus, die Treppe hinauf bis in sein Zimmer.

Leutlos war sie eingetreten, geräuschlos hatte sie die Tür hinter sich geschlossen. Er saß am Schreibtisch, vor ihm das aufgeschlagene Papier, die darauf ruhende Hand hielt die Feder, aber er schrieb nicht. Seine Blicke ruhten auf dem Bilde der schönen blonden Frau, die mit lachenden Augen und wie zum Kosen leicht geöffneten Lippen auf ihn niederjah. Er war so in das Bild der Toten versunken, so ganz mit ihr vereint, daß er weder das leise Öffnen der Tür, noch den Eintritt der Lebenden gehört.

Sie stand mit zurückgehaltenem Atem und beobachtete ihn. Wie seine Augen leuchteten, wie seine Wangen flammten. Seine Lippen bewegten sich, als ob er mit ihr spräche.

Da legte sie schwer ihre Hand auf seine Schulter; er zuckte zusammen und wandte den Kopf. Ein völlig verändertes Gesicht zeigte sich ihr. All die heißen Empfindungen, die sich eben darauf gespiegelt, waren wie mit einem Schlage verschwunden.

„Du bist es.“

„Ja, ich.“

„Was willst du?“

„Nichts.“

„Geh schlafen, es ist spät.“

„Willst du nicht auch schlafen gehn?“

"Nein, ich habe noch zu arbeiten. Aber geh nur, Kind." Er erhob sich und küßte sie flüchtig auf die Stirn. "Ich werde vorsichtig sein und dich nicht wecken. Gute Nacht."

Er setzte sich wieder hin und begann zu schreiben, ohne ihren entgeisterten Blick zu sehen, ohne aus ihrem mühsam herausgepreßten "Gute Nacht" ihre Herzensnot zu hören.

Langsam schritt sie der Thür zu. Dann kam sie noch einmal zurück, legte die Arme um seinen Hals und preßte sich an ihn.

"Laß doch, Kind, geh schlafen."

Und sie ging. An der Thür blieb sie nochmals stehen, ihre Augen irrten durchs Zimmer und blieben wie Hilfe suchend an dem Mann hängen, der keine Zeit für sie hatte.

Ein unterdrücktes Stöhnen entrang sich ihrer Brust, dann ging sie hinaus und eilte in ihr Zimmer. Sie nahm Schleier und Mantel und flog fast die Treppe hinunter, den Korridor entlang, über die Veranda in den Garten hinein. Der Mond schien ihr voll ins Gesicht. Sie sah nichts von der Schönheit, die er um sie herum zauberte, mit toten Augen ging sie durch all' die blühende Pracht.

Was wollte sie? Wen suchte sie? Wer konnte ihr noch etwas sein? Der Mann, dessen Gestalt nur noch wie ein Schattenriß im Dämmer sichtbar war?

Sie rief ihn an, nur um dieser furchtbaren Einsamkeit, die sie erdrückte, zu entfliehen.

Er hörte es nicht mehr.

Der leise Wind hatte den Ruf aufgenommen und verweht.

Der Mond verschwand hinter einer Wolke. Im tiefen Dunkel lag der Park und das Herrenhaus, denn auch in den beiden Eckfenstern war das Licht erloschen.

Die einsame Frau erschauerte.

Was sollte, was durfte, was mußte sie tun!

"Eveline" klang's durch die Stille der Nacht. Und nochmals "Eveline!"

Ein besorgter, zärtlicher Ton war's, der ihr ins Herz lief.

Er rief sie? Er, der sie eben fortgeschickt, weil sie ihn gestört, als er in Gedanken und Empfinden mit ihr, der Verstorbenen, die in auch nach dem Tode nicht freigab, Zwiesprache hielt.

Und nochmals klang's "Eveline!" Ganz nahe schon.

Der Mond stieg hinter dem Herrenhaus empor und beleuchtete die erstarrt stehende Frau, die das Wunder an sich herankommen ließ.

"Da bist du ja! Ich suchte dich!"

"Du mich?"

Er hörte nicht den bitteren Zweifel heraus. Er trat auf sie zu und zog sie an sich.

Willenlos lehnte sie an seiner Brust, den Kopf zurückgelehnt in unbewußter Abwehr.

Es durchrieselte sie. Sie schloß die Augen. Da küßte er sie. — — —

Nie hatte er sie so geküßt. Flammen schlugen ihr ins Blut, und drängte sie, diesen Kuß zu erwidern. — Da fiel ihr die vorangegangene Szene ein und ernüchtert schob sie ihn von sich.

"Es wäre besser gewesen, wenn du mich nie mehr gefunden hättest."

Befremdet sah er sie an.

"Willst du mir nicht erklären?"

"Wozu? So etwas muß man fühlen!"

Und dann, wie von einer inneren Macht getrieben, kam es über ihre Lippen:

"Weshalb leuchten deine Augen, wenn du sie ansiehst und werden gleichgültig, wenn sie mich streifen? Um mit ihr allein zu sein, schickst du mich schlafen? Fühlst du denn nicht, wie sehr du mich kränkst, beleidigst, mich vor mir selbst entwertest? Wenn du sie nicht vergessen kannst, sie noch immer liebst, weshalb hast du mich geheiratet?"

Die Worte überstürzten sich und verrieten ihm ihre innere Fassungslosigkeit.

Da umschlang er sie sanft und zog sie zart auf die Bank.

"Willst du mich anhören, Eveline?"

Sie schwieg, und er begann:

"Du hast richtig gesehen und gefühlt, aber du hast die Situation von einer falschen Voraussetzung aus beurteilt. Es war eine Zwiesprache, in der du mich gestört und deshalb habe ich dich fortgeschickt. Vielleicht geschah es in etwas seltsamer, zerstreuter Weise, die dir schroff erschien. Ich mußte mich erst mit ihr, die Liebe über das Grab hinaus gefordert, auseinandersetzen. Höre mir aufmerksam zu und verstehe mich recht. Vom Sichverstehen hängt alles Menschenglück ab!"

Hier machte er eine Pause. Dann fuhr er fort:

"Du weißt, daß ich meine erste Frau sehr geliebt habe. Sie hat es auch in jeder Weise verdient. Als sie von mir ging, forderte sie meine Treue auch nach dem Tode. Ich versprach es ihr! Was verspricht man nicht in einer jener dunkeln Schicksalsstunden, wo das Liebste von uns geht. Damals glaubte ich mein törichtes Versprechen, denn niemals können Schatten das pulsierende Leben binden, halten zu können. Drei Jahre später fanden wir uns: Zwei Einsame. Wir schlossen uns zusammen im wunschlosen Gefühl der Freundschaft, als gute Kameraden!"

Er atmete tief auf.

Eveline regte sich nicht. Aber all ihre Sinne drängten sich zusammen, um das Gehörte und noch folgende genau in sich aufzunehmen. "Aber bald fühlte ich, von deinem Reiz bezwungen, die Wandlung in mir. Ich sah die Unmöglichkeit ein, neben dem sprühenden Leben als Gespenst zu schreiten, und nun begann der Kampf. Er war nicht leicht, denn es war immer ein Wortbruch. In diese Zwiesprache, in der ich mich vom Banne der Toten löste, kamst du hinein. Ich konnte deine Gegenwart in diesem Augenblick nicht ertragen. Begreifst du das? Erst mußte ich frei sein, nun bin ich es und halte dich und lasse dich nicht mehr!"

Er preßte sie an sich, und sie ließ seine Zärtlichkeit über sich hinschießen. Dann sagte sie leise:

"Ich danke dir für deine Beichte, sie hat Klarheit geschaffen und Glück gebracht. Aber eins möchte ich richtigstellen: Ich war niemals deine Freundin!"

Betroffen sah er sie an. —

"Das ließ meine große Liebe nicht zu!"



Das Schwerste.

Ein Feldarauer bekennet in der E. Diederichs'schen Monatschrift "Die Tat": Höchstens von dem langen Marschieren mit dem schweren Gepäck, unter Geländeschwierigkeiten und bei schlechten Wetter, oder vom Aufenthalt im Schützengraben, wenn ihn der Regen in ein Schlammbad verwandelt, machen sich die Freunde zu Hause einen Begriff. Aber sie wissen nichts von der leidenvollen Tätigkeit der Mädel. Wir sind in der Dunkelheit des Abends aufgebrochen. Eine Straße im Wald. Der Mann sieht nicht die Pläne des Vordermanns, so Nacht ist's. Aber er spürt sie von Zeit zu Zeit, indem er auf ihn hinaufstolpert. Die Straße verdiente ihren Namen früher. Jetzt schwankt der Mann bald rechts, bald links in Rinnen, tritt in Löcher. Links fällt der Wald jäb ab. Bei jeder scharfen Rechtsbiegung rutschen die linken Leute den Gana hinab. Ein Bagagewagen ist liegen geblieben; die Kolonne querscht sich vorbei. Es gibt eine Stauung, Rückstöße. Nachher reißt die Verbindung nach vorne ab; der Mann muß laufen, was er kann. Keine Hoffnung während des ganzen Marsches, daß Besserung eintritt, keine Hoffnung für künftige Mädel. Ein Dorf wird durchschnitten. Artillerie steht da, Kavalleriepatrouillen reiten ab und zu. Der Mann sieht sich an ein Pferd geklohen und hat Angst vor dem Tritt, eine Pferdebrust ist plötzlich da und wirft ihn um. Die Artillerie steht an und fährt uns über die Köpfe. Wir ruhen schließlich. Alle zusammengedrängt. Wer durch das Lager will, stößt an Köpfe mit seinen Stiefeln. Mitten in der Nacht erscheinen die Mädel. Die einen Leute erwachen rascher, sie schreiten über die anderen. Der väter Erwachte muß froh sein, noch etwas zu bekommen. Alles geht wie im Traum. Jene Ordnung, die in der Kaserne jedes Tun beherrscht, ist hier unmöglich. Im Schützengraben erareifen sie nach Einbruch der Dunkelheit

ihre Kochgeschirre. Ueber 500 Meter nur müssen sie gehen. Aber der Schlamm ist bald fuß-, bald metertief. Gräben, die sich in allen Winkeln kreuzen. Aus dem einen herausgetreten, fällt und rutscht der Mann in den nächsten. Nichtungsirr stößt er an einen Stacheldraht. Er kehrt um. Wo er weiter geht, tritt er in ein Granatloch. Fest und wieder. Er schämt sich. Es ist ihm zum Verzweifeln an allem. Viele Klüden stehen da, kaum mit einem Schimmer beleuchtet. Bis er die eigene hat, drückt und stößt er sich durch. Rechts ein volles Kochgeschirr, links eines, soll er zurück. Wieviel wird er schließlich, wenn er seinen Unterstand erreicht, noch haben? Oder das Essen holen vollzieht sich in einem Graben. Jeder hat sein Gewehr umgehängt. Die Büge beengen sich. Immer stößt ein Mann auf den andern. Daran merkt er die Begegnung. Einmal, zehnmal, dreißigmal — und immer muß es so sein. Arbeitsmannschaften stehen in fremden Gräben. Die Gräben zerhöhlen. Die Offiziere und Unteroffiziere können sich nicht vorbeiwenden. Das Obenstehen verbietet der Feind. Sie sind drei Stunden hermarschiert, drei müssen sie zurück. Sie sollen, sie möchten auch arbeiten. Aber man sieht nichts, man weiß nichts. In all dies unheimliche, schauerliche Ungeschehen der Nacht muß der Soldat in seiner Weise eine Regel bringen, die es ihm geistig möglich macht, unter solchen Bedingungen weiter zu arbeiten. Denn dieses nächtliche Regen bedeutet das Wiederherstellen der Kraftmaschine, die ohne das keinen Tag mehr laufen würde. Eine mit keinem Namen zu bezeichnende Treue ist nötig, um diese Leibes- und Gemütsstrapazen durchzumachen, Ausdauer, Bähigkeit, Klugheit. Nur das Wort Heldentum paßt nicht. Aber wie tiefer ist diese Arbeit, wie rührend anzusehen, wie bitter zu denken! Nennt uns Opferer unserer Kräfte und unserer schwarzen Haare, aber spottet nicht durch Selbenerklärung.



Unser Los.

Von Wilhelm Schuffen.

Dunkel und wild die Stürme wehen
Wie Schicksal über das Land,
Sterne erblicken und veracheen
Hinter der rasenden Wolkenwand.

Nacht herrscht und blühendes Hoffen daneben,
Nichts hält mehr stand der rasenden Wucht,
Ein wildschönes zerrissenes Leben
Ist unser Los in der Zeiten Flucht.



Ein Brief aus Lille.

Ein Feldgrauer schreibt uns: In militärischer Hinsicht ist Lille Nordfrankreichs wichtigster Stützpunkt, sonst scheinbar die Stadt. Stadt, d. h. für die in den flandrischen Schützengräben: Leute in Zivil, große, unversehrte Häuser, blitzende Läden, hübsche Frauen, gepflasterte Straßen und Trambahnen. Elegante Kabrioletts — feine, leichte Zweiräder — flitzen durch die Straßen wie anderswo Droschken und Equipagen, denn hiezulande heißt's: Mehr Räder, mehr Steuer und darum die Häufigkeit der zweirädrigen Wagen. Kraftfahrzeuge und Radler und Reiter und dazwischen die Uniformen aller Waffengattungen! „Mon sieur! Err Soldat! Camerade!“ Das kirt mit durchdringender Stimme und preist seine Habseligkeiten an: Allumettes, Zündhölzer, Cigarettes, „Sigarr“, Post- und Spielkarten und alles mögliche. Ganze Rudel von Kinder betreiben diesen Straßenhandel. Eiller Jugend! Das ist fig, schlagfertig und gerissen mit zehn Jahren wie kaum ein fünfzehnjähriger bei uns; das trägt mit Schwung den grellfarbigen Schal und den steifen Hut, raucht die unvermeidliche Zigarette mit vornehmer Nachlässigkeit und verschlingt hastig seine kärgliche Mahlzeit auf der Straße: Pommes frites, Kartoffeln, die an den Straßen verkauft werden wie bei uns geröstete Kastanien. Melancholisch steht in all dem Getriebe ein Schutzmann mit dem typischen

Franzosenkäppi, dem kurzen Schultertragen über der dunklen Uniform. — „La guerre c'est un malheur pour vous, pour vous, pour tout le monde.“ (Der Krieg ist ein Unglück für uns, für euch und für die ganze Welt.) Immer und immer wieder kann man von den Ellern dieses Wort hören. Dank dieser höheren Einsicht ist denn auch das Verhältnis zwischen Deutschen und Einwohnern gangbar. Sogar an die Abendstunde um neun Uhr haben sich die lebenslustigen Killoiserinnen schon gewöhnt. Nachts widerhallen die leeren Straßen vom schweren Schritt der Patrouillen; dumpf dröhnen von der Front herüber die Kanonen, deren Tosen tagsüber der Straßenlärm verschlingt.

Das drängt sich auf, angefangen bei den Schaufenstern der Photographen und der Stadtelektrischen erster und zweiter Klasse (es gibt auch, häufiger als bei uns, elektrische Ueberlandbahnen, große, stattliche Wagen) bis zu den neueren Bauten: Sucht nach Effekt. Das neue Theater ist da zu nennen! Stil: Academie française und sehr pompös. Dafür wirken versöhnend das Museum, die Präsektur und vor allem einige alte Kirchen. Die Kathedrale St. Moritz, gotisch, fünfgeschiffig, verspricht vom Bahnhof her gesehen mehr als sie dann bei näherer Betrachtung hält. Ein Wort über flandrische Kirchen überhaupt: In ihnen wurde zuerst das Dunkel vom Licht besiegt. Kein mystisches Zwielicht gibt es hier. In weite Prunkfäle tritt man ein, üppig festlicher Glanz, goldschimmernder Eurus strömt uns entgegen — eine natürliche Umgebung für Rubens strahlende Bilder. Draußen, in der Nähe der Stadtmauer, sind noch ältere Teile der Stadt. Kleine, schwarzbraune Häuser, kalt, düster, ohne Schmuck, ohne Blumen, schmutzig und lüderlich. Nichts von putziger, holländischer Sauberkeit, fast nichts von der Gemütlichkeit oder gar Romantik unserer alten Städte und Stadtviertel. Lille! An allen Ecken und Enden Estaminets — Stehkneipen mit Einschlag von Animierlokal. Kaffeehäuser, in denen irgend etwas wie Chlorkalk auf den Fußboden gestreut ist gegen Seuchengefahr — große, elegante Restaurants, aber alle so, daß kein rechtes Heimgefühl hochkommen kann.

Viele blonde Kinder sieht man in Lille; viel deutsch klingende Familiennamen hört man; manche germanisch-flämische Ortsnamen fallen auf, wie: Radinghem, Verlinghem, Ercenghem. Aber trotzdem ist Lille, soweit sich seine Entwicklung zurückverfolgen läßt, eine französische Stadt. Allerdings, eine Gastrolle hat Lille im deutschen Reich ehemals gegeben. Vor ungefähr vierhundert Jahren (1512 bis 1555) gehörte es mit dem burgundischen Kreis zum deutschen Reich. 1513 beherbergte es vorübergehend den deutschen Kaiser Maximilian in seinen Mauern, aber zweihundert Jahre später (1713) wurde es dann durch den Frieden von Utrecht dauernd Frankreich wieder einverleibt.



Reitere Ecke.

„Sind Sie verwandt mit Fritz Müller?“ wurde Thomas Müller einst gefragt. — „Sehr entfernt,“ antwortete Thomas. „Ich war das erste Kind meiner Mutter, Fritz war das siebte.“

„Wie kommt du dazu, dein ganzes Mittagessen in zwei Minuten zu verschlingen? Hast du 'ne Wette gemacht?“ — „Das ist wegen meiner Verdauung. Der Doktor hat mir gesagt, ich soll eine Stunde nach dem Essen ruhen, und wie kann ich bei unserer Mittagspause die Stunde anders heraus kriegen, als daß ich wie ein Verrückter darauf los esse?“

Ein Farmer stürzte spät eines Abends in das Haus eines Landarztes und bat ihn, sofort zu einem entfernten Farmhause zu kommen. Der Medizinmann spannte seinen Gaul an, und im scharfen Trabe ging es zu dem Hause des Farmers. Dort angekommen, fragte der Farmer: „Was ist Ihr Honorar, Doktor?“ — „Drei Dollars,“ antwortete der Arzt höchst erstaunt. — „Hier haben Sie sie,“ sagte der Farmer und überreichte ihm das Geld, „der verfluchte Vohnkutscher verlangte fünf Dollars, um mich nach Haus zu fahren.“

„Santen Sie, er lebe tagaus tagein in München?“ — „Nein, tagein und nachtsaus.“